

(Nachdruck verboten.)

301

Niobe.

Roman von Jonas Lie.

Nachdem Thekla fortgefahren war, stand Frau Vaarvig am Saalfenster oben auf Elbsät.

Ein schwerer, milder Regen schlug gegen die Fenster und oben auf den weißen Berghängen färbten sich die Birkenreifer bei dem linden Wetter in langen Streifen schwarz über dem Schnee. Vielleicht bedeutete es Frühling, zeitigen Frühling in diesem Jahr.

Der Winter war so endlos lang gewesen, und es überkam sie heute ein solches Verlangen, ein wenig Sonnenschein zu sehen, ein wenig schneefreie Erde, aus der das erste Grün hervorguckte.

Es wären jetzt zweiundzwanzig Jahre her, seit sie nach Elbsät kamen, sie und Vaarvig. Sie entsann sich noch so deutlich der Linden mit den kleinen Fensterscheiben dahinter und der grünen, laubbekränzten Hausthür, als sie ihren Einzug hielten.

Die Allee hatte sie eigenhändig gepflanzt. Den ganzen Garten mit seinen Obstbäumen, Stachelbeer- und Johannisbeerbüschen und den Spargelbeeten hatte sie angelegt. Und den Laubenhügel mit den Eiben, die nun so groß geworden waren, daß sie einen Teil der Aussicht über den Fluß verdeckten.

Dort hatten nun so lange Finsternis, Eis und Schnee geherrscht, hatten so schwer, so bedrückend gelastet.

Es war ja jeden Winter so. Und ebenso wie Elbsät im Frühling knospenhell und grün und sprossend wieder erstand mit all seinem Vogelgezwitscher rings umher an den Hügeln und den Haustieren, die aus ihrer winterlichen Gefangenschaft losgelassen wurden. Aber in diesem Jahre —?

Es war, als schreie es in ihr nach etwas Lichtem, nach einem Sonnenstrahl, einem Schimmer von diesem blanken, strahlenden Frühlingsglanz, der gleichsam einen zu grellen Schein durch alle Fenster und Oeffnungen warf; sie wollte ihn in Empfang nehmen, ohne mit den Augen zu blinzen.

Sie waren auch wirklich so lang gewesen, diese schwarzen Nächte. Sie fing fast an, sich selbst als Geipenst hier auf dem Saal einherwandern zu sehen.

Diese finstere Ratlosigkeit und unaufhörliche Angst um die Kinder, um Minka, um Berthea, von der sie es nur allzu gut wußte, und endlich wie eine schwere, dunkel schwebende Gewitterwolke über dem Ganzen — Kjøl. Sein stets angeheitertes Gesicht, sein unruhiges Wesen, seine ganze forcierte Art und Weise mit der lauten Stimme und der verneintenen Prahlerei — wie durch Wasser sah sie durch das alles hindurch und erblickte dahinter die furchtbare Verzweiflung des Sohnes. Ach, sie verstand diesen abscheulichen Salghumor, ja, wie seine Knie bebten, und glaubte, daß der Zusammenbruch vielleicht schon morgen oder noch in derselben Woche geschehen werde. Den ganzen Winter, seit Weihnachten, hatte er so gut wie nichts weiter gethan, als umhergefahren und gereist: mit dem Schlitten, auf der Bahn, nach Norden, nach Süden, in die Hauptstadt, stets mit Lustpartien, Whistpartien, in Saus und Braus . . . Wollte er seinen eignen Gewissensqualen entfliehen, oder glaubte er andre täuschen zu können, während rings umher die verschiedensten Gerüchte aufstaueten, daß der Kredit der Waldcompagnie völlig erschüttert sei? — Wie konnte er die Sache überhaupt noch im Gange erhalten?

Sie hegte keinen Zweifel darüber, daß er jetzt auf irgend eine Weise die Mittel der Bank um sich streute, daß sie, wenn sie ihm die Anklage ins Gesicht schrie, ihn als bleichen, lebenden Dieb und Betrüger vor sich erblicken würde.

Und Vaarvig war blind!

Die Gedanken verwirrten sich oft so; sie wußte zuweilen in ihrer Angst nicht, was sie wünschen sollte, ob es nicht besser sei, der Konkurs und Ruin käme jetzt bald, während sie und Vaarvig noch in voller Kraft dastünden und die Schwindeleien und Unterschleife noch begrenzt waren.

Es konnte sie eine Raserei überkommen, ein unbezwingbares Verlangen, sich hinein zu mischen, zu entschleiern, aufzudecken . . .

Die Diebenthür wurde plötzlich ins Schloß geworfen,

und der Doktor kam mit einer gewissen Hast die Treppe hinauf, noch in Ueberstiefeln. Er hatte den Kasten mit der Reise-Apothek in der Hand und stellte ihn in den Medikamentenschrank.

„Die Waagestad ist im Begriff, seine Zahlungen einzustellen; Du, er ist einer von Kjøls Waldcompagnons.“

Vente zuckte zusammen; sie sah plötzlich das ganze Kartenhäus zusammenstürzen.

„So viel begreifst Du, Vente, daß dies ein ernsthaftes Leck ist, ein Loch in seinen Berechnungen, mehr als ängstlich. Der Kredit wird erschüttert, und Kjøl soll das Ganze zusammenhalten. Ich fürchte, daß Du noch recht haben kannst, Vente; er hat eigentlich von Anfang an zu wenig Kapital gehabt!“

„Ja, das ist ja stets eines meiner Bedenken gewesen, Vaarvig, daß er die Sache zu großartig betrieb.“

„Gott weiß, was daraus werden soll!“ meinte er verzagt. „Und außerhalb des Kreises dieser neugebadenen Geschäftskente nichts als Feinde, nichts als Leute, die ihm zu Leibe wollen. Ich sage Dir, Vente, die ganze Sache kann eines schönen Tages still stehen. Es wundert mich nur, daß Du das nicht einsehst. Kjøl kann doch kein Geld vom Himmel herunter holen. Er ist heute morgen in die Stadt gefahren.“

„Vom Himmel — nein . . . Aber ich bin fest überzeugt, daß er schon einen Ausweg finden wird — auch diesmal, Vaarvig.“

Der Doktor stand zwischen den Thüren des Glasschranks. Er strich plötzlich mit einer verzweifelten Geste das Haar aus dem Nacken in die Höhe:

„Er sollte doch wohl nicht auf den Gedanken kommen, nach Amerika durchzubrennen und uns hier mit dem ganzen Skandal sitzen zu lassen.“

Da durchzuckte Vente ein plötzlicher Gedanke; sie hatte bisher nur die Zuchthäuslertracht vor sich gesehen.

„Lieber Mann, Du solltest Dich nicht mit allen unmöglichen, selbst erschaffenen Ideen aufregen. Nein, nein, Vaarvig, ich meine deswegen durchaus nicht, daß wir unvorbereitet sein sollen; wir müssen uns beizeiten daran gewöhnen, die Situation so zu sehen, wie sie werden kann, und selbst das Schlimmste ausmalen, daß wir nicht ganz überwältigt dastehen, wenn etwas eintreffen sollte.“

„Kjøl hat ein solches Talent, Auswege zu finden. Und die Mittel der Spargbank stehen ihm ja zur Verfügung,“ begann sie vorichtig. „Da könnte man ja doch denken, daß die Verführung, irgend eine Unregelmäßigkeit —“

„Das ist recht; malen wir uns nur gleich den Gerichtstag aus, als wenn Kjøl das Geld der Bank bei sich in der Tasche trüge. Als ob da nicht eine Direktion, ein Kassierer — fünf Mann hoch — wären, das heißt vier außer Kjøl, die aufpassen. Du meinst, man könne da so herum naschen, ungefähr so wie hier in Deiner Speisekammer. Ich will Dir nur sagen, all dergleichen ist ganz unmöglich. So lange nicht der Geldschrank erbrochen wird oder der Kassierer Reißaus nimmt . . . Und ein klein wenig wollen wir uns denn doch bedenken, ehe wir so mir nichts dir nichts feststellen, daß Kjøl ein gemeiner Einbrecher ist. Aber so ist es; setzt man eine Frauenzimmerphantasie erst einmal in Bewegung, so kann man sich auf was gefaßt machen, gleich ist die Hysterie im Gange, Uebertreibungen ohne Ende. Du bist in letzter Zeit zu nervös geworden, Vente; man muß sich förmlich in acht nehmen, Dich zu erschrecken. Und ich komme so zu Dir, falle gleich mit der Thür ins Haus, ohne daran zu denken, wie wenig Du aushalten kannst. Und dann ist doch schließlich nichts weiter geschehen, als daß dieser Mensch Konkurs gemacht hat . . . Aber Thekla, Thekla, Du, Kjøl kann sich von ihrer Seite auf eine fürchterliche Scene gefaßt machen. Könntest Du Dich nicht mal nach ihr umsehen, Vente, und versuchen, sie zu beruhigen?“

Der Doktor war des Tags sehr reizbar. Bei der geringsten Veranlassung brauste er auf.

Seine Laune war derartig, daß Endre sich am Hemdfragen zupfte und schwur, daß er reisen werde. Es habe fast den Anschein, als wenn seine Anwesenheit hier im Hause nicht erwünscht sei, während er sich auf die Journalistik vorbereitete. Und Berthea verschwand regelmäßig aus der einen Thür, so

Hald der Vater zur andren hereinkam. Sie wählte sozusagen unter dem Aufdruck des Doktors ihren Aujenthalt stets am entgegengesetzten Ende des Hauses, in ewiger Angst, daß irgend eine gewitterschwangere Wolke über ihr in der Luft schwebte, eine Aufforderung, zu dem Vater ins Studierzimmer zu kommen und ihm reinen Wein einzuschütten über irgend welche ungläubliche Klatschereien. Sie verbrachte bange Stunden, darüber nachsinnend, ob es wohl dies oder jenes sein könne, und für den Fall zungengewandte Erklärungen ersinnend. Vielleicht hatte der Vater von dem Tanzvergüßen in Jöbstad gehört, wo sie mit Schölberg gewesen war, während man dahin glaubte, sie sei beim Künstler, oder von den anonymen Briefen, die sie an Jakobsen über seine Braut geschrieben hatte, oder . . .

Und wenn der Doktor oben im Schlafzimmer Kjels Lage wieder und wieder betrachtete und nach allen Seiten hin erwoogen hatte, wandte er sich an seine Frau:

„Merkest Du nicht, daß ich nach dem forsche, was Du siehst? Ich quäle mich fast zu Tode darüber. Du warst niemals dumm, Bente, hast Dich noch nie geirrt. Aber ich kann Dich nicht begreifen. Und dies mit der Sparbank? Es giebt Gemüther, die von Natur mißtrauisch sind, aber wie Du dazu kommen solltest —“

Des Doktors Karriol rasselte und humpelte am Abend über die aufgeweichten Landwege dahin. In Nedrebygden sollte ein Diphtheritisfall sein.

Draußen im Winde auf dem sandigen Hügel begegnete er Kjel, der in scharfem Trab zur Bahn fuhr.

Der Doktor zuckte zusammen; es übergoß ihn heiß, als der Sohn plötzlich anhielt mit zusammengebissenen Lippen infolge der Anstrengung, die es ihn kostete, den Lauf des Pferdes zu hemmen.

„Muß mit dem Abendzug zur Stadt, Vater; hast Du gehört, ob es schon gepiffen hat? Muß morgen früh dort sein — in Angelegenheiten der Bank,“ rief er, während er auf das Pferd lospeitschte und schon eine ganze Strecke entfernt war.

„In Angelegenheiten der Bank!“ Hang es dem Doktor wie ein Notzschei in den Ohren, während das Wagengerassel verhallte.

Dem Doktor flimmerte es vor den Augen; es waren übrigens die Magenerven, die sich stets zur un rechten Zeit meldeten.

Er nahm die Pelzmütze ab, um den Kopf ein wenig an der Luft zu kühlen.

„Hü, hü!“ Er versetzte dem Pferd einen Schlag mit der Peitsche. Es galt, rechtzeitig zu dem Kinde zu kommen, das an Diphtheritis darniederlag.

Es war spät am Abend, als der Doktor aus Nedrebygden heimkehrte. Er konnte noch nicht mit Gewißheit konstatieren, daß es Diphtheritis war, hatte aber alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um den Fall zu isolieren und Ansteckung zu vermeiden.

Sangsam war er über den grundlosen Dorfweg gehumpelt, begleitet von einem Knecht, der eine Laterne trug und das Pferd am Zügel führte, und dem der Doktor beim Abschied noch einmal die Wichtigkeit seiner Maßregeln auseinandersetzte.

Es war mondlos zu dieser Stunde der Nacht, finstern, so daß man kaum die Zügel erkennen konnte, nur hin und wieder warf eine halb zerschmolzene Schneeschanze einen matten Schein. Er konnte vor ein Uhr kaum zu Hause sein.

Es war ihm eine förmliche Erquickung gewesen, so beschäftigt zu sein; seine Gedanken waren von der eventuellen Epidemie in Anspruch genommen; er überlegte, was geschehen mußte, um sie im Keim zu ersticken, sann über die Berichte und die Veranstaltungen nach.

Jetzt, wo er allein war, den Schovl in die Höhe gezogen hatte, wie es ihm angenehm war, und das regelmäßige Trab des Pferdes hörte, das hin und wieder von einem Schlag der Kufe gegen einen Stein unterbrochen wurde, tauchte plötzlich Kjels starres, angsterfülltes Gesicht wieder vor ihm auf.

Er hatte das Entsetzen darin gesehen, hatte etwas darin gelesen, was wie Biegen oder Brechen aussah.

Und der eine Punkt, auf den er wieder und wieder zurückkam — die Versuchung in Gestalt der Sparbank! Diese stets wachsende Angst, die er verscheuchte, die aber immer wiederkehrte, jedesmal im Gefolge von mehr Gründen, von größerer Wahrscheinlichkeit. Kjels starke Ueberzeugung, daß er alle Schwierigkeiten überwinden könne, sein Sanguinismus . . . Und bis zum Äußersten getrieben, gehezt, vielleicht

die Existenzfrage tagtäglich vor Augen! Man mußte kein Mensch sein, mußte nicht Kjel sein, um —

Nur eine Zahlungsorder vom Direktor, ein kleiner Mißbrauch der Vollmacht!

„Ah, ha, ha!“ Er stöhnte und krümmte sich vornüber.

„Ah, ha, ha!“

Und Kjel ging um die Ecke, so —

Der Gedanke hatte ihm schon früher so entsetzlich überwältigend vor der Seele gestanden. Und was würde es gewesen sein? Ein ganz gewöhnlicher Konkurs, wie er in schweren Zeiten überall in der Geschäftswelt vorkommt! Er hätte Haus und Stellung aufgeben müssen, ja, und versuchen, einen untergeordneten Platz zu finden, von dem er leben konnte. Nun ja, daran war noch niemand gestorben!

Aber dies . . .

Der Doktor starrte mit wachsender Panik in eine undurchdringliche Wand hinein: überzeugt von einem betrügerischen Verhältnis zu der ihm anvertrauten Bank, er tappt, arretiert, zu Zuchthaus verurteilt . . .

Und wir, der Vater des Zuchthäuslers, die Mutter des Zuchthäuslers, die Schwester und der Bruder, die Frau und das Kind des Zuchthäuslers —

Er biß die Zähne zusammen und ballte die Fäuste.

Armer, armer Junge!

Und nur diese lumpigen fünfunddreißigttausend, und er war oben auf, war kein Zuchthäusler!

„Vrrr!“ Der Doktor hielt das Pferd an und blieb sitzen.

Damit war die ganze Sache in Ordnung, damit, ja . . .

Er stöhnte, über das Knieleder gebeugt.

„Unsinn! Bin ich von Sinnen! Der Teufel mag wissen, weshalb der Gaul hier auf der Landstraße hält. Willst du wohl?“ Er peitschte darauf los.

Nur diese fünfunddreißigttausend! Er sah sehr elend aus, Kjel!

Zuchthaus — das ist keine leere Phantasie! Der kleine Baard aus seinem warmen Nest herausgeschleudert!

Durch die Finsternis klang das Brausen des Wasserfalls beim Sägewerk und vermischte sich mit seinen Gedanken.

„Und Kjel, der so sicher und zuverlässig und angesehen zwischen ihnen allen umhergegangen ist? Und dann Schwindler, Betrüger, der Mühlstein, der alle die andren mit sich in den Abgrund zieht, Betrüger, Fälscher, die Sparbank durch ihn zu einer leeren Schlucht gemacht — weiß der Teufel, was ich mit der Cigarre gewollt habe!“

(Fortsetzung folgt.)

Kants theoretische Philosophie.

(Schluß.)

In dem Standpunkte und der Methode des Kantischen Philosophierens, im menschlichen Geiste die fundamentalen Elemente unserer Vorstellungs- und Erkenntnistätigkeit und die Art ihres Zusammenspiels zu untersuchen, ist zugleich auch das, was man seinen „Phänomenalismus“ nennt, begründet. Die Welt, die dem gewöhnlichen und ebenso auch dem wissenschaftlichen Bewußtsein als das Primäre, an und für sich Seiende, als ein in seinen wesentlichen Bestimmungen von der Struktur unsres auffassenden Geistes durchaus unabhängiger materieller Prozeß in Raum und Zeit gilt, stellt sich von diesem Standpunkt aus gesehen als bloßes Weltbild, als Welt der Vorstellung, als ein durch den Empfindungsablauf und die Funktionen des Geistes primär Bedingtes und Erzeugtes dar.

Es ist das ein ungeheurer Bruch mit dem, was man für das Gewisse gehalten; so grundstürzend, daß die Paradoxie der Kopernikanischen Lehre von der Bewegung der Erde und dem Stillstand der Sonne, der Kant seine eigne Dolcien verglichen hat, daneben sich fast geringfügig ausnimmt. Die nach-Kantische Philosophie der Fichte, Schelling, Hegel setzte mit ihrer Erneuerung metaphysischer Spekulation an diesem Punkte ein und konstruierte von hier aus ihre ebenso genialen wie willkürlichen, wissenschaftlich gar nicht mehr kontrollierbaren Systeme, die nach einer kurzen Zeit des Rausches den Rückschlag einer allgemeinen Antipathie hervorriefen.

Paradoxe Resultate einer wissenschaftlichen Untersuchung, ihr Widerspruch mit dem, was der „gesunde Menschenverstand“ für wahr hält, sind aber noch gewiß kein ausreichender Gegenbeweis gegen die Richtigkeit der betreffenden Lehre. Und ebensowenig läßt sich von außen her, durch allerhand zufällig unmethodisch aufgeraffte Einwürfe ein Bau von solcher Geschlossenheit, wie dieser Kantische, erschüttern.

Der Materialismus aber, der mit der gewöhnlichen Weltansicht die Ueberzeugung teilt, daß wir in unserm Naturerkenntnis nicht nur Vorstellungen betreiben, sondern zugleich ein

unabhängig von jedem Vorstellen Existierendes, das an sich Seiende, Letzte und Absolute in annähernder Tendenz erfassen, ist gegen das Kantische System oftmals mit keinem besseren Geschick, als etwa unsere Kleinräumerisch-historischen Oekonomieprofessoren gegen das Marxische System, zu Felde gezogen. Den Standpunkt, von dem das Kantische Philosophieren ausgeht, wird er nicht von vornherein mit Gründen widerlegen können; will sich der Materialismus also dennoch als Philosophie der Vernunftkritik gegenüber behaupten, muß er den Nachweis führen, daß und warum auch die von jenem Standpunkt aus vorerst sich ergebenden Konsequenzen, dem Anscheine zuwider, eine materialistische Weltanschauung nicht ausschließen. Nur wenn er den Reichtum kritischen Denkens in sich aufzunehmen und ihn in seinem Sinne umzubilden vermag, erscheint er gegen Angriffe von dieser Seite her gewappnet. Eine, wenn auch nur flüchtige Erwägung solcher Möglichkeiten mag hier der referierenden Betrachtung ergänzend angeschlossen sein.

Kants Analyse der in dem Geiste verbundenen Erkenntnis-elemente, aus denen die Erfahrung werde, arbeitet selbstverständlich schon mit Begriffen, die jenen Elementen selbst entnommen sind. Eben diese Begriffe aber — vor allem der der Bedingtheit oder Kausalität —, wie sie mit dem allgemeinen Bedürfnis wissenschaftlicher Orientierung auch das Bedürfnis einer wissenschaftlichen Orientierung über das menschliche Erkenntnisvermögen erzeugen, treiben, näher zugehoben, dann wieder über den von Kant ursprünglich eingenommenen Standpunkt bloßer Vorstellungszergliederung, als eine doch erst provisorische Erklärungsweise, hinaus. Die Idee, den Ablauf der Empfindungen und die Struktur des Geistes ausschließlich als das Bedingende (des Weltbildes), nicht aber selbst wiederum als ein anderwoher Bedingtes zu betrachten, führt, wenn sie mehr als eine die Untersuchung einseitigen vereinfachende Methode zu sein beansprucht, auf die krassen Widersprüche, ist ein gänzlich unvollziehbarer Gedanke. Indem Kant die Welt der Vorstellung eine „Welt der Erscheinungen“ nennt, also seine Analyse des Erkenntnisprozesses durch die Idee eines an sich Seienden, eines den Erscheinungen zu Grunde liegenden, nicht mehr in bloße menschliche Vorstellungstätigkeit aufzulösenden Wesens ergänzt, erkennt er selbst das unwillkürlich an. Wir müssen, meint er, ein solches Jenseits der Erscheinung, ein solches an sich Seiendes mindestens hypothetisch annehmen, aber wir können, fügt er sofort hinzu, eingekannt in den Kreis der Erscheinungen, von ihm nichts wissen. Es sei ein völlig Unbekanntes. Mit seiner These aber, daß dem Verstande jede Handhabe fehle, um irgend eine nähere Bestimmung von jenem Jenseits der Erscheinungen, jenem „Ding an sich“ auszusagen, setzt er sich selbst in Widerspruch durch das, was er in negativer Hinsicht von ihm aufsaßt, daß es nämlich als ein Unräumliches, Unzeitliches, Unkörperliches gedacht werden müsse. Vielmehr — und dieser Einwurf ist früh gegen Kant erhoben worden — wäre es doch ebenso wohl auch denkbar, daß das an sich Seiende, das wir als Grund der Erscheinungen voraussehen, die nämlichen Wesensbestimmungen wie die erscheinende Welt hätte, daß es gleichfalls ein räumlich-zeitliches wäre. Denn damit, daß Zeit und Raum für uns als Formen unserer Anschauung ausgewiesen wurden, sei noch nicht bewiesen, daß es nicht andererseits Raum und Zeit auch außer unserer Subjektivität noch geben könne, als ein reales Existierendes, von dem unsere Raum- und Zeitananschauung dann als ein bloßes Nach- und Abbild im Geiste zu betrachten sein würde. Und diese gegenüber Kant betonte, erst noch ganz leere Möglichkeit, die der Philosoph als eine völlig flache Ansicht abweist, möchte, modifiziert und umgeformt, bei näherer Ueberlegung sich vielleicht als eine ganz und gar nicht willkürliche, sondern in gewissem Sinne denkmotivendig motivierte Annahme herausstellen.

Das, was zu der Idee eines Jenseits der Erscheinungen, eines unabhängig von dem menschlichen Vorstellen an sich Seienden treibt, ist doch letztlich nichts anderes als das Kausalitätsbedürfnis des Verstandes, der den menschlichen Vorstellungsprozess unmöglich als ein absolutes, nur in und durch sich selbst bedingtes denken kann. Wenn also die Idee eines solchen Jenseits überhaupt gebildet wird, muß sie dem Denkmotive, das zu ihrer Bildung drängt, entsprechend gebildet werden; und insofern scheinen denn doch auch diesem Unbekannten gegenüber Handhaben einer näheren Bestimmung gegeben.

Wie kommt Erfahrung zu stande, fragte die Vernunftkritik, welches sind ihre im Geiste nachweisbaren fundamentalen Bedingungen. Der Verstand, hatte sie geantwortet, ordne die in räumlich-zeitlicher Anschauungsform gegebenen Empfindungsinhalte nach ihrer immanenten Regeln, vor allem nach dem Schema der Kausalität und bringe so die Vorstellung einer geschmächtig bewegten Welt der Gegenstände, eben „Erfahrung“, hervor. Aber die aufgeworfene Frage, wie Erfahrung möglich sei, ist damit doch nicht gelöst, ist überhaupt vom Standpunkte der bloßen Vorstellungszergliederung nicht lösbar. Denn wie soll der Verstand in Raum und Zeit nach dem Schema von Ursache und Wirkung die Anschauungen ordnen, wenn nicht ganz unabhängig vom Verstande der Ablauf der Empfindungen in uns bereits so, daß er eine solche Anordnung zuläßt, d. h. also selbst bereits als ein geschmächtig, kausal bestimmter Ablauf vor sich geht. Das Kausalitätsgesetz des ordnenden Verstandes hat, wenn es nicht dem berühmten Meister ohne Seft und Klinge gleichen soll, das Unterworfensein des zu ordnenden Empfindungsmaterials unter eine objektive, d. h. hier, unabhängig vom menschlichen Verstande be-

stehende und ihm vorangehende Kausalität zur unabweisbaren Voraussetzung. Ohne die Annahme einer solchen primären, objektiven Kausalität wäre dem Kausalitätsschema des Verstandes selbst jeder Boden entzogen und damit auch „Erfahrung“ in dem Kantischen Sinne unmöglich. Oder mit andren Worten: wenn der Verstand die Empfindungen und Anschauungen verarbeitet in „Gegenstände“ verwandelt und das Fundamentale, nämlich den Ablauf unserer Empfindungen, aus den Einwirkungen der Gegenstände auf unsere Organismus nach Regeln (der Musik, Optik usw.), also kausal erklärt, so besagt die Möglichkeit und das Gelingen einer solchen Erklärung, wenn man nicht zu Wundern Zuflucht nehmen will, doch dieses, daß, ganz gleichgültig, ob eine solche Verstandesfunktion im Geist hinzutritt oder nicht, der Ablauf der Empfindungen an und für sich eben diesen Regeln oder doch jedenfalls überhaupt irgend einem kausalen Nexus unterworfen gewesen sein muß. Soll das „Jenseits der Erscheinungen“ als letzter Grund der Erscheinungen gedacht werden — und nur so gewinnt jener Begriff einen für das Problem der Erkenntnistheorie bedeutsamen Sinn —, dann müssen wir dies Jenseits auch Grund jener primären, aus der allgemeinen Funktion der Anschauungsformen und des Verstandes schlechthin unerklärbaren Kausalität des Empfindungsablaufs, worauf als Basis erst der ganze Bau der Erfahrung sich erheben kann, denken. Wird aber das Jenseits der Erscheinungen, das „An sich“ der Dinge, wie Kants Idealismus will, als ein Unräumliches, Unzeitliches, Unkörperliches gedacht, so hört jede auch nur denkbare Beziehung dieses Jenseits zu dem, wofür es Grund sein soll, vollkommen auf. Ein primär-kausal geregelter Prozess in Zeit und Raum, wie der des Empfindungsablaufs, der als primärer in dem Jenseits der Erscheinungen begründet sein soll, kann nur als in ihm begründet gedacht werden, wenn dieses Jenseits selbst wieder als ein kausal geregelter, also in Raum und Zeit sich abspielender (schließlich auch materieller) Prozess gedacht wird, d. h. wenn wir das Ansichseiende uns mit denselben Grundbestimmungen behaftet vorstellen, die unsre auf der Basis des kausal geregelten Empfindungsablaufs aufgebaute Welt in subjektiver Widerspiegelung uns zeigt. Jene leere Möglichkeit, eine Korrespondenz des Erscheinenden und des Ansichseienden in den Grundbestimmungen anzunehmen, würde damit in eine immanent vom Standpunkte der Erkenntnistheorie herleitbare Folgerung sich ver wandelt haben, und der Materialismus, der eben jene prinzipielle Identität des Erscheinenden und Ansichseienden immer behauptet hatte, dem nach dem Marxischen Worte „das Ideelle als das im Kopfe umgesetzte Materielle“ gilt, könnte aus einer solchen Wendung der Kantischen Erkenntnistheorie, die ihn erst völlig aufzulösen schien, neue Kräfte schöpfen. —

Conrad Schmidt.

Kleines feuilleton.

k. Der Nachrichtendienst vom Kriegsschauplatz. Daß der Krieg eine Sache ist, die in erster, zweiter und dritter Linie Geld kostet, werden nicht nur die beiden beteiligten Mächte erfahren, sondern auch die Presse, die über diesen Krieg zu berichten hat. Das gilt in besonderem Maße für die englische Presse, die an den Ereignissen an dem fernen Kriegsschauplatz naturgemäß den lebhaftesten Anteil nimmt. Die Nachrichten von dort müssen nach London einen Weg von über 12 481 englischen Meilen über das Wasser machen. Wenn in Nagasaki der Telegraph in Bewegung gesetzt wird, so taucht er sofort im Ostasiatischen Meer unter und landet bei Schanghai in China, das 476 Meilen entfernt ist. Dann arbeitet er weiter jüchlich um die chinesische Küste herum nach Hongkong (945 Meilen). Von dort unter dem Südchinesischen Meer weiter nach Saigon in Anam, (951 Meilen); von Saigon über das Meer hinweg nach Singapur (626 Meilen) oder über Labuan, Borneo (1971 Meilen), weiter durch die Malakastrafre nach Pinang (398 Meilen) und dann westwärts durch die Nilobaren und unter der Bai von Bengalen (1389 Meilen) nach Madras. Von dort überspannt der Draht Delan über Sdjangeln und Ströme nach Bombay, geht über das Indisch-Arabische Meer nach Aden (1850 Meilen), über das rote Meer westwärts nach Alexandria (1584 Meilen), über das Mitteländische Meer nach Malta, weiter nach Lissabon und gelangt so endlich nach London (3205 Meilen). Jedes auf diese Weise beförderte Wort kostet 1 Schilling 11 Pence, fast 2 M. Dies ist die neue reduzierte Tage für Pressmeldungen, zu der viele Tausend Worte geschildet werden. Für Privatdepeschen beträgt die Tage 5 Schilling 8 Pence (5,65 Mark) oder 4 Schilling 16 Pence (4,80 M.) auf der russischen Route. Was also die englischen Blätter bei dem jetzigen Kriege für Telegraphenkosten ausgeben müssen, läßt sich nach einer vorliegenden Schätzung folgendermaßen berechnen: Für zwei kurze Depeschen aus Japan, die 100 und 150 Worte lang sind, betragen die bloßen Telegraphenkosten 500 M., wobei „unds“ und Artikel nicht mittelegraphiert werden. Bei einer großen Schlacht würden wenigstens sieben Londoner Zeitungen Telegramme erhalten, die je 2000 M. kosten, oder 14 000 M. zusammen für die Depeschen eines einzigen Tages. Rechnet man dazu die Kosten für die Depeschenagenturen, so stellen sich die Telegraphenkosten für einen Tag auf 20 000 M. Wenn der Krieg lang und schwer werden sollte, so könnte sich diese Summe leicht verzehnfachen und allein den Londoner Blättern eine Ausgabe von 400 000 M. verursachen.

Alle Telegraphenlinien in Japan gehören der japanischen Regierung. Eine strenge Censur der Depeschen ist dort daher leicht

durchzuführen; sie ist auch bereits seit einiger Zeit in Bezug auf die Bewegungen des japanischen Heeres und der Flotte verhängt worden. Ueberdies mußten bis vor wenigen Wochen die Depeschen der Presse in Bar bezahlt werden. Ein Zeitungs-Korrespondent mußte sich deshalb mit großen Summen versehen, was oft sehr unbequem war. Jetzt hat die japanische Regierung den Telegraphengesellschaften erlaubt, das Risiko der Bezahlung auf sich zu nehmen und das Geld von den Hauptquartieren der Zeitungen einzulassen. Für die Festlandslinie werden Depeschen in Nagasaki von den Telegraphenlinien der japanischen Regierung zu der Großen Nordischen Gesellschaft entweder über Schanghai oder Wladiwostok befördert. Von Wladiwostok folgt die Linie der Nordischen Gesellschaft der Eisenbahnlinie über Sibirien nach Libau an der Ostsee. Die englischen Pressedepeschen werden aber kaum diesen Weg nehmen, obgleich Ausland versprochen hat, daß Depeschen unbehelligt bleiben sollen. In Schanghai beginnt das Kabel der „Eastern Extension Company“, und dieses Kabel nimmt die Linie nach Bombay auf. Von Bombay geht die indoeuropäische Linie über Land und zwar über Bushire, Teheran, Tiflis, Odessa, Warschau und Berlin weiter nach England. Das amerikanische Handels-Pacific-Kabel geht zu den Philippinen und berührt Japan nicht. Von den beiden Wegen für direkte Depeschen aus Japan — dem russischen Weg über Land und dem Niihonenweg über Indien und das Mittelmeer oder Indien und Europa — wird die Hauptarbeit für Kriegsdepeschen im allgemeinen auf den südlichen oder den Niihonenweg fallen. Bei diesen Verhältnissen wird der Krieg sich in den Finanzen der Telegraphenagenturen und der großen Blätter sehr erheblich bemerkbar machen. Die Beamten in den Bureaus der „Eastern Company“ lachten herzlich, als man sie fragte, ob der Strom von Pressenachrichten im Kriegsfall die Dividenden der Gesellschaft erhöhen würde; denn man muß annehmen, daß der Krieg auch den Handel stört, und der geschäftliche Teil des Unternehmens ist der einträglichste.

Wie lange es dauert, bis die Nachrichten eintreffen? Gewissensfragen — weniger als gar keine Zeit! Eine Zeitungsdepesche, die kürzlich um 2 Uhr 5 Minuten nachmittags aus Japan depeschirt wurde, erreichte London um 1 Uhr nachmittags desselben Tages, also 1 Stunde 5 Minuten, bevor sie abgefaßt war! Natürlich kommt das daher, daß die japanische Zeit 9 Stunden der Londoner voraus ist. Die Dauer der Beförderung betrug also 7 Stunden 55 Minuten. —

Theater.

Schiller • Theater O. „König Lear“ von Shakespeare. — Es ist immer erfreulich, von den Bestrebungen dieses rüstig sich entwickelnden, um die Heranziehung großer Schichten zu erstem Kunstgenuß so verdienten Volkstheaters sprechen zu dürfen. Die „Lear“-Aufführung zeigte wieder, welche ein Bedürfnis nach Klassikerstellungen, die man sonst in Berlin, was öffentliche Bühnen anlangt, außer hier und da im Berliner Theater, fast nur noch in dem unerschwinglich teuren Schauspielhaus sehen kann, vorhanden. Der große Raum des Schiller-Theaters war bis zum letzten Platz gefüllt. Mit aufmerksamster Spannung folgte das Publikum. Wie viel fruchtbar fortwirkende Eindrücke mögen im Laufe der Jahre vor hier schon ausgegangen sein!

Eine „Lear“-Aufführung ist eines der seltensten Bühnenwagnisse. Daß da trotz allen Fleißes nicht eine durchweg abgerundete Darstellung erwartet werden durfte, ist selbstverständlich. Aber das Gebotene war durchaus der Achtung wert. Mit überraschendem Geschick hatte die Inszenierung die Schwierigkeiten des häufigen Szenenwechsels überwunden. Die sonst so langweiligen Verwandlungen vollzogen sich auf offener, für wenige Augenblicke verfinsteter Bühne ohne alle Illusionsstörung. Herr Pategg in der Rolle des greisen, jähzornigen, unglücklichen Königs bewies kluge Kunst und sichere Beherrschung seiner Mittel. Die Höhepunkte der Leistung lagen nach meinem Empfinden in der ersten Hälfte des Stückes, vor allem in der Scene, in der Lear Cordelia verstößt und dann später in dem Gespräch mit Goneril, als er den grimmen Fluch gegen die Undankbare schleudert. Die Schauer, die den Wahnsinnigen umwittern, uns grausend empfinden zu lassen, dazu aber reichte die Kraft schließlich doch nicht hin. Die Stimme, die zum entsetzlichen Klüffern gedämpft werden sollte, nahm unwillkürlich einen harmlosen Klang an. Neben Pategg ist vor allem Friedrich Holthaus, der vorzügliche Attinghausen aus dem Telle, zu erwähnen, der in würdig schlichter Haltung frei von jedem Theaterpathos, den Glosse gab. Der melancholische Narr des Herrn Erich Ziegel war in der Auffassung sehr interessant, indes der Ausdruck des verhaltenen Grammes wurde durch eine gewisse Monotonie der Sprache und des Mienenspiels gestört. Die Rollen der Goneril, des Kent und Edmund fanden in Gertrud Arnold, Fritz Kolan und Georg Paeschke tüchtige Repräsentanten. —

Kunst.

e. s. Der Kunstsalon Wertheim bringt einige bemerkenswerte Bilder von Malern, die ich noch nicht kannte. Es sind dies Klotz, Türke, Mahler.

Türke und Klotz entnehmen ihre Motive der Mark. Beide wirken gut durch die Ruhe, mit der sie vor ihren materiell zu bewältigenden Vorwurf treten. Sie suchen sich eigne Winkel aus in ihrer Landschaft, dicht um Berlin, deren charakteristischen Wesensgehalt sie wiederzugeben trachten.

Türkes „Bild aus dem Fenster“ und „Der Briefkasten“, der da so behäbig in seiner ganzen Größe an einem kleinen Holzbaum irgendwo in einem Dorfe hängt, sind für dieses stille Nachgehen, für diese Liebe zu den kleinen Dingen des eignen Lebens bezeichnende und ehrliche Zeugnisse. Es ist etwas Idyllisches darin. Türke schildert gerne die märkische Kleinstadt. Die kleinen Häuschen. Die mächtigen blauen Briefkästen in den grauen Straßen. Ja, still ist das alles, und ein wenig langweilig. Aber es ist Charakter darin. Eine gemüthliche Seite offenbart er. Eine leise, innerliche Komik. Dies beides findet man vereint in dem sauber und liebevoll gemalten, kleinen Interieur, wie wir es so oft in unsren Bauernstuben sehen, ein polierter Schrank mit allerlei geblühten Tassen und Tellern und eine Holzbettstelle in der Ecke mit rotkarierter Bettdecke.

Klotz schildert die Landschaft um Berlin. Auch Charlottenburger Stille sind darunter. „Winter am Kanal“, Fabrikochornsteine, die hell in der Wintersonne stehen und den Rauch flüchtig in die kalte Luft hinausschicken. Diese blaue Winterluft und den Schnee, der auf grellroten Dächern noch frisch liegt, giebt er gut. Es ist Berliner Stimmung darin, ohne Karikatur, ohne Lächerlichkeit. Fein ist da ein Bildchen, wo die klare Luft des Winters, die die Farben so hell und freudig erscheinen läßt, so einheitlich das Land und die Häuschen verbindet. Ein andermal giebt Klotz eine Bodenwelle, eine sanfte Erhebung, mageres Ackerland, spärlich mit trockenem Gras umstanden. Jedes Uebertreiben ist hier vermieden. Wohl schimmern Vorbilder durch. (Die Wortsweber!) Aber diese Heimat ist — das spürt man — mit malerischer Liebe gesehen. Alles berücksichtigt und in Maß gehalten. Eine stille Lyrik waltet darin, ein Ernst, und zugleich eine leise, malerische Freude. Die Künstler denken sonst meist, sie mühten sich ein wenig erheben über diese Kernlichkeit. Diese Landschaften sind empfunden. Sie sind nicht so träumend wie Leistikow die Mark giebt. Sie sind offener, jünger, natürlicher. Leistikow bevorzugt den etwas kultivierten Grunewald. Hier ist es das einfache, platte Land. Besonders schön schildert Klotz den märkischen Frühling und Vorfrühling. Wo der Schnee noch in den Ackerfurchen schmilzt. Und die ersten, frühlingsgrünen Spitzen an den Sträuchern knospend hervorgucken: ob's noch nicht Zeit ist!

Der dritte, Mahler, bevorzugt das Figürliche. Er giebt „Kartenspieler“ und „Ein Kind am Fenster“. Er will die Gestalt malerisch bewältigen. Fein lauscht er da das werdende ab. Er scheut sich, die Kontur allzu hart zu nehmen. Er will die Luft verschwimmen lassen an der farbigen Erscheinung. —

Technisches.

— Achtfarbige Rotationsdruckmaschine. Eine bemerkenswerte Neukonstruktion auf dem Gebiete der Druckereimaschinen hat, wie die „Technische Rundschau“ berichtet, die Augsburger Maschinenfabrik A.-G. ausgeführt. Die Maschine hat acht Farbwerke für Illustrationsdruck und vier Papierrollen (zwei Druck- und zwei Schmutzpapierrollen), außerdem acht Druck- und acht Plattencylinder. Die fertigggedruckten Exemplare gelangen, nachdem sie auf der Halbvorrichtung gefalzt sind, zu zwei Ablegeapparaten. Die Wirkungsweise ist derart, daß entweder auf dem einen Papierstrang einfarbiger Schöndruck und fünf farbigter Widerdruck, oder zweifarbigter Schöndruck und fünf farbigter Widerdruck hergestellt werden können. Auf dem zweiten Papierstrang dagegen kann nur Schwarzdruck hergestellt werden. Von diesen beiden durch die Schneidcyliner vereinigten Papiersträngen werden 16seitige Exemplare abgetrennt, welche durch den Halbapparat zweimal ineinander gefalzt und auf einen Tisch, oder auch nur einmal ineinander gefalzt und auf zwei Tische abgelegt werden. Die Einrichtung ist derart, daß man entweder nur mit der einen oder mit der andern Papierrolle drucken kann, und die nicht verwendete Maschinenpartie ist dann abgestellt. Die in diesem Falle erhaltenen Bogen können ebenfalls zweimal gefalzt auf einen Tisch, oder einmal gefalzt auf zwei Tische abgelegt werden. —

Büchereinkauf.

— Otto Erich Harleben: „Von reifen Früchten“. Gedichte. München. Albert Langen. —

— Oskar Blumenthal: „Klingende Pfeile“. Gedichte. Berlin. F. Fontane u. Co. Buchschmuck von Joh. Martini. Pr. geb. 4 M., geh. 3 M. —

— Arthur Gerson: „Denksprüche für Erfinder“. Berlin. A. Seydel (Polytechnische Buchhandlung). Pr. 1 M. —

— Björnson: „Arnljot Selline“. Epos. München. Albert Langen. —

— Otto Julius Bierbaum: „Die Haare der heiligen Fringilla“. Novellen. München. Albert Langen. —

— Ernst v. Wolzogen: „Was Onkel Oskar mit seiner Schwiegermutter in Amerika passierte“. Erzählung. 5. Aufl. Berlin. F. Fontane u. Co. Pr. 1 M. —

— Freiherr v. Schlicht: „Erfüllte Menschen“. Roman. Berlin. Otto Jantke. Preis 4 M., geb. 5 M. —

— J. V. Staub: „Ein Edelmann im schlichtesten Gewande“. Briefe eines philosophischen Schuhmachers, bearbeitet und herausgegeben von Helene Morsh. Berlin. Volkserzieher-Verlag. —